



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literaturgeschichte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Literaturgeschichte.

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. In drei Theilen. Erster Theil. Die englische Literatur von 1660 bis 1770. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. —

Mehr noch, als die politische Geschichte, zeigt die Literaturgeschichte, wenn man sie in ihren großen Perspectiven verfolgt, einen innern Zusammenhang, eine Folge und Gliederung, daß wenigstens ein Theil der Menschheit als ein organisches Ganze erscheint. Dem Geschichtsforscher und dem Philologen erschließen sich freilich noch andre Gebiete, welche in diesen Zusammenhang nicht gehören, z. B. die sehr umfangreiche ost- und südasiatische Literatur, die, so weit wir es bis jetzt ermitteln können, zur europäischen Geschichte keine weitere Beziehung hat, als eben jene Untersuchungen der Philologen; dagegen lassen sich in der Literaturgeschichte Europas, wenn man sich nur nicht allzu pedantisch an die Jahreszahlen hält, da das Nachzittern der Bewegung die Wirksamkeit der bewegenden Kraft überdauert, sehr scharf getrennte Perioden bezeichnen, deren jede ihre ganz bestimmte Physiognomie, oder, wie der hergebrachte Ausdruck lautet, ihre Signatur hat. Wir machen bei der Durchmusterung dieser Perioden die Beobachtung, daß sich innerhalb jeder derselben, zuerst ganz im Geheimen und unmerklich, eine Reaction herausstellt, die endlich mit revolutionärer Kraft sich gegen die bisherige Autorität geltend macht und zur Signatur der folgenden wird. Jede Periode ist gegen die nächst vorhergehende ungerecht, weil sie einen feindseligen Gegensatz ausdrückt, und es bleibt einem spätern, diesem Gegensatz entrückten Zeitalter vorbehalten, eine nachträgliche Gerechtigkeit auszuüben.

So wurde die erste Culturperiode des Mittelalters bis ganz vor kurzem als ein Zeitalter der Barbarei gebrandmarkt und erst die Romantik, die nach verwandten Stoffen suchte, mußte die Gelehrsamkeit darauf aufmerksam machen, daß in der Periode des Ritterthums, der ungebrochnen Hierarchie, der Scholastik, der gothischen Baukunst u. s. w. eine innere Harmonie und dabei doch ein Reichthum und eine Mannigfaltigkeit geherrscht hätte, die von einem geschickten Zeichner aufgefaßt, sich als ein höchst erfreuliches Bild darstellt. Wenn aber A. W. Schlegel seine Blumensträuße aus den südlichen Dichtern mit

den Worten eröffnet: „Eins war Europa in den großen Zeiten des Ritterthums u. s. w.“, so vergißt er dabei, daß das von jeder Periode gilt, sobald sie nur die Kraft hat, sich zu einer energischen Blüte zusammenzufassen. Er vergißt ferner, daß trotz der Harmonie in der Erscheinung doch im Wesen selbst, wie in jeder Periode, so auch in der Periode des Ritterthums ein starker Widerspruch erhalten war, den man mit einem geläufigen Parteinamen jener Zeit als die welfisch- und ghibellinische Bildung bezeichnen kann. Das Papstthum und das Kaiserthum waren die beiden höchsten politischen Blüten jener Periode; als die eine derselben der andern unterlegen war, war das Lebensprincip der Periode erstickt.

Das nächste Zeitalter hat die Signatur der classischen Bildung. Gewöhnlich bezeichnet man mit dem Ausdruck Renaissance ein etwas späteres Zeitalter, wobei man sich hauptsächlich auf die Entwicklung der Baukunst, der Kleidertracht und andre äußerliche Erscheinungen bezieht. Aber die Wiedergeburt beginnt schon gegen das Ende des 13. Jahrhunderts, ja sie ist in ihrem innersten Kern die Wiederaufnahme des Ghibellinenthums, das, in der Politik zu Boden geschlagen, sich auf die Literatur und Kunst warf. Es hat eine symbolische Bedeutung, daß der große Erneuerer der Kunstpoesie, der Schüler Virgils, zugleich ein leidenschaftlicher Ghibelline war. Die Kirche hatte gesiegt, aber wie in der frühern Periode die siegreichen Barbaren der Cultur des Römerthums unterlagen, so nahm die Kirche die Bildung ihrer Gegner an. Leo X. war der höchste Gipfel, aber keineswegs der Beginn dieser Verweltlichung. Die Literatur und die Kunst gingen mit der Sitte Hand in Hand. Machiavell sprach unumwunden die Grundsätze aus, die im Stillen jedermann hegte, die aber freilich dem folgenden Zeitalter so fremd geworden waren, daß man sich vergeblich darüber den Kopf zerbrach, was er sich dabei gedacht haben könne. In den äußern Formen war ja die Kirche noch allgemein herrschend; die Kunst und Wissenschaft dienten nur zu ihrer Verherrlichung. Aber freilich wird die Sache begreiflich, wenn man neben die sirtinische Madonna etwa die Leda und die Io von Correggio hängt, wenn man Tasso mit Aretin, Pulci und Ariost zusammenstellt, wenn man sieht, wie in Camoëns die holdselige heidnische Venus als Beschützerin des Kreuzes gefeiert wird. Das wiederauflebende Alterthum rächte sich an den siegreichen Barbaren durch einen bitteren Spott, der sich in den höchsten Kunstformen entwickelte, und wie verschiedenen Gebieten auch der Ciceronianismus des Erasmus und der Don Quixote des Cervantes angehören, sie drücken doch denselben Geist aus, der sich einfach und unbefangen im Fürsten, mystisch und mit der Anlage zur Schwärmerei in Cardanus und seinen Nachfolgern entfaltet. Wenn man noch dazu nimmt, daß die Entdeckung der neuen Welt, so wie das kopernicanische System mit den Ausläufern der Periode zusammenfällt, so wird man zugeben,

daß auch diese neue revolutionäre Periode trotz ihrer bunten, reizenden Verwirrung eine innere Harmonie zeigt, die der Harmonie des eigentlichen Mittelalters nichts nachgibt.

Die herrschende Richtung des Zeitalters ging von den Gebildeten aus. Das gebildetste Volk der Zeit, die Italiener, standen an der Spitze der Bewegung; die Reaction schlummerte, ihrer selbst noch nicht bewußt, in den allgemein verachteten niedern Schichten des Volks, welches das Christenthum noch in einem ehrlichen Glauben empfing, während die Gebildeten ein frivoles phantastisches Spiel damit trieben. Am meisten entwickelt war diese Integrität des Gemüths im deutschen Volk, welches auch noch immer seine eigne Literatur hatte, eine Literatur mit einer nicht sehr christlichen, aber durchaus ehrlichen und treuherzigen Physiognomie, die hinter ihrer bescheidenen Außenseite eine furchtbare Kraft verbarg. Der Ausbruch mußte erfolgen, sobald das Volk zum Bewußtsein kam, es werde in seinem Glauben von der Bildung betrogen. Daß ein Hanswurst wie Tegel dies Bewußtsein hervorrufen mußte, ist eine eigenthümliche Ironie der Geschichte.

Die Kraft der neuen Periode ging nicht von den Gebildeten aus, sondern von dem Volk. Ein Sohn des Volkes war sein Prophet, und die hochmüthige Bildung wurde zu Schanden. Zwar vertrugen sich im Anfang die Humanisten ganz gut mit den Reformatoren, aber nur wenn ein drittes vermittelndes Motiv, z. B. das nationale, dazu kam. Die aufrichtigen Vertreter der alten Bildung, z. B. Erasmus, hielten sich von der neuen Bewegung fern, dieser nicht etwa bloß aus Charakterschwäche, sondern weil er den innern Kern des neuen Lebens besser begriff, als viele andre seiner Zeitgenossen und weil er noch in dem Aberglauben der vorigen Periode begriffen war, die Bildung müsse die Welt regieren. Dies Mal war es aber nicht die Bildung, sondern der Glaube, der sich zum Herrscher machte. Die Bauernsöhne, die Theologie studirt hatten, wurden die Vertreter der Literatur, und die katholische Kirche, die plötzlich wieder fromm wurde, fand in ihren Casuisten eine noch viel umfangreichere literarische Unterstützung, als der Protestantismus. Den letzten Resten des altheidnischen Germanismus wurden die Klauen beschnitten. Wo eine wirkliche Kraft vorhanden war, trat sie in der Form des religiösen Fanatismus auf, wie Cromwell. Zum ersten Mal war die Bibel jetzt ein wirkliches Evangelium der Welt geworden. Die Protestanten lernten aus ihr ihre Muttersprache, die Katholiken schöpften aus der Vulgata ihre Dichtung. Wenn die glaubenlose Bildung wieder einmal sich vermessen sollte, allein das entscheidende Wort zu führen, so muß man sie an die furchtbare Demüthigung erinnern, die ihr widerfuhr, als ein Calderon den dümmsten Aberglauben des Pöbels poetisch verklärte. Was in diesen Zeiten Großes hervorgebracht wurde, benutzte den Glauben wenigstens als mitwirkende Kraft. Freilich trug die Schöpfung

nicht immer das Gepräge ihres Ursprungs und man sah es z. B. der niederländischen Republik nicht mehr an, daß sie von den Bilderstürmern ausgegangen war.

Auch dies Mal war eine Reaction vorhanden, aber sie lag nicht in dem Volk, sondern in den Höfen. Das weltliche Wesen hatte auch in der theologischen Verpuppung im Stillen fortgewirkt. Die Fürsten hatten auf den Trümmern der säcularisirten Kirchengüter ihre Souveränität aufgerichtet, der Orden der Jesuiten wurde eine Handelscompagnie, die Erben Cromwells gründeten die parlamentarische Regierung, Wallensteins Hofastrologen stellten die Geseze der himmlischen Mechanik fest, Papst Gregor ließ den Kalender verbessern, und während das protestantische Leben im Pietismus versumpfte, wandten sich die Wissenschaft und Kunst wieder den classischen Vorbildern zu.

Die Revolution erfolgte dies Mal nicht am Anfang, sondern am Schluß der Periode. Der Uebergang aus dem kirchlichen Zeitalter in das Zeitalter der Aufklärung ist unmerklich. Boileau und Molière verherrlichten neben Racine und Bossuet den Hof Ludwigs XIV., und das untergehende Gestirn der Maintenon sah noch die aufgehende Sonne Voltaires. Das Volk hatte mit seinem Glauben so lange geherrscht, bis dem Glauben die Lebenskraft ausgegangen war. Sofort drängten sich die Gelehrten, die Aristokraten, die Gebildeten wieder auf den Thron der öffentlichen Cultur. Die Naturwissenschaft und Naturphilosophie war ununterbrochen fortgegangen, aber sie hatte schweigen müssen; jetzt drängte sie sich mit lautem Geschrei auf den Markt. Die Bildung hatte nun einen bestimmten Feind, oder wie man es jetzt nannte, den Aberglauben. Wenig dachten die Höfe und ihre Freunde daran, als sie sich am Candide und an der Pucelle erfreuten, als sie selbst das système de la nature in Schutz nahmen, daß sie damit der Demokratie in die Hände arbeiteten. Die Fürsten und die Vornehmen freuten sich, daß öffentlich verhöhnt wurde, was ihnen im Innern längst verächtlich geworden war. Die Kirche trat, wie in den Zeiten des alten Humanismus, ganz aus der Bildung heraus und lebte in finstern Groll in den Hütten der ländlichen Kirchspiele. Ganz Europa hatte wieder eine gemeinsame Bildung, ja einen gemeinsamen Glauben, denn der Haß zeigte dies Mal eine productive Kraft. Wenn auch Voltaire und Rousseau, wenn auch die französischen Encyclopädisten und die deutschen Kritiker, wenn auch die Akademie und Goethe in vielen einzelnen Punkten voneinander abwichen, im Grunde strebten sie demselben Ziele zu. Es war die lange unterdrückte Leidenschaft der Natur, es war der wilde Idealismus des Herzens, der seine Fesseln von sich warf. Zwar legte die deutsche Dichtung am Hof von Weimar wieder ein akademisches Gewand an, aber damit konnte sie es nicht ungeschehen machen, daß sie einen Werther und Faust, einen Karl Moor und Ardinghello hervorgebracht; das griechische Heidenthum ließ sich nicht mehr ersticken und auch die

Phyſiognomie des Marquis Poſa ließ ſich unter den neuen Masken wol wieder herauserkennen. Da kam die Stunde der Entſcheidung, die Werther, die Fauſt, die Karl Moor und Ardinghelli tagten über den Geſchicken einer großen Nation, der philanthropiſche Robeſpierre mußte, um die Todesſtrafe abſchaffen zu können, vorher mit einer Virtuofität ohne Beiſpiel die Guillotine ſpielen laſſen, und die Bildung ſah zu ihrem Schrecken, daß der Glaube, den ſie gepredigt, wieder in die Hände des Volks übergegangen war. Es waren die Erben der religiöſen Fanatiker von 1572 und 1648, die ſich aufs neue in dem Blut der Ariſtokraten berauschten, freilich dieſes Mal aus andern Gründen. Die erſchrockene Bildung bekehrte ſich wieder, verleugnete ihren biſherigen Glauben und kehrte zu den Idealen der Vorzeit zurück. Burke, Chateaubriand, Schlegel u. ſ. w. wurden die Verkündiger der Romantik, aber ihr vereinzelter Kampf hätte keine Wirkung gehabt, wenn nicht durch das napoleonische Weltreich auch die Völker wären erregt worden, wenn nicht der Glaube an Gott und eine beſſere Zukunft, über den der Verſtand biſ dahin geſpottet, ſich als ein allgemeines Bedürfniß des Herzens herausgeſtellt hätte. Daß nun in dieſem Zeitalter der Befehrungen die Periode der Aufklärung mit ſcheelen Augen angeſehen wurde, liegt in dem natürlichen Gegenſatz; daß man jetzt aber allſeitig wieder anfängt, ihr gerecht zu werden, deutet bereits auf den Beginn einer neuen Periode hin.

Von dieſer Wendung legt auch das vorliegende Buch ein günſtiges Zeugniß ab. Der Verfaſſer ſchildert das ſo vielfach angefochtene Zeitalter der Aufklärung, welches er ganz richtig mit der Mitte des 17. Jahrhunderts beginnt, als entſchiedener Apologet, aber freilich von einem freieren und höheren Standpunkte aus, als derjenige war, den man inmitten der Bewegung einnehmen konnte. Er erkennt nicht die bedenklichen Erſcheinungen, welche das Heraustreten des Menſchen aus ſeiner ſelbſtverſchuldeten Unmündigkeit begleiten (dieſe ſchöne Definition des alten Kant bleibt noch immer die zweckmäßigſte); aber er findet deſſenungeachtet einen innern logiſchen Zuſammenhang, wo man ſonſt nur Willkür und Leidenschaft geſucht hatte. Mit dem Plan des Buchs erklären wir uns vollkommen einverſtanden.

Was nun die Ausföhrung betrifft, ſo machen wir auf dasjenige aufmerkſam, was wir in einem frühern literariſtoriſchen Artikel bemerkt haben. Man muß an ein literariſtoriſches Werk nicht die Anſprüche ſtellen, die man an ein geſchichtliches zu ſtellen berechtigt iſt. Der Hiſtoriker kann für die Ewigkeit arbeiten, weil er ſeinen Gegenſtand vollſtändig darſtellen kann; der Literariſtoriker muß ſich ein beſcheideneres Ziel ſtecken, er muß zunächſt an ſeine eigne Zeit denken. Wenn ſein geiſtiger Inhalt ſo bedeutend und ſeine künſtleriſche Form ſo vollendet iſt, daß auch die Nachwelt ſich daran erfreut und daraus belehrt, ſo iſt das gut, aber er kann ſich dieſes Ziel nicht vorſtecken. —

Herr Hettner verzichtet von vornherein auf eine gelehrte Arbeit im strengern Sinne des Worts. Wenn er seine Anschauungen aus den Quellen schöpft, so kommt es ihm doch nicht darauf an, das Material vollständig gesammelt und kritisch gesichtet zu überliefern; er begnügt sich bei den Thatfachen mit den bekannten Monographien, an welchen die englische Literatur überreich ist, während sie sich an das Unternehmen einer zusammenhängenden Darstellung noch gar nicht gewagt hat. Es kommt ihm darauf an, an den hervorragenden Erscheinungen der Literatur den Gang der allgemeinen Culturentwicklung nachzuweisen. Wir würden bei der Auswahl manches anders wünschen; das Urtheil würden wir zuweilen modificiren, namentlich in den Fällen, wo Hettner zu lebhaft einer bestimmten Idee nachgeht, dabei die andern Seiten des Gegenstandes übersteht und dieses später dann durch eine entgegengesetzte Einseitigkeit wieder gut zu machen sucht, wo er sich also widerspricht. Indes wir halten es für unnütz, darauf näher einzugehen, da jeder kritische Leser in irgend einem Punkt besser unterrichtet sein wird, als der Schriftsteller, der allen Formen der Cultur gerecht werden will und sich daher bei manchen Punkten auf Hörensagen verlassen muß. In Beziehung auf das Thatsächliche behalten wir uns vor, zum beliebigen Gebrauch ein Verzeichniß der Errata mitzutheilen; dagegen müssen wir auf zwei Fehler aufmerksam machen, von denen wir ernstlich wünschen, daß sie der Verfasser bei den beiden folgenden Bänden vermeiden möge.

Der erste ist die novellistische Form, die bei der Vorlesung wol wesentlich dazu beitragen mag, die Lebhaftigkeit und das Interesse des Vortrags zu erhöhen, die aber in dem Buch keinen angenehmen Eindruck macht. Wahrscheinlich ist hier unbewußt der Einfluß Rankes maßgebend gewesen. Bei diesem feingebildeten, geistvollen Mann, der aber selten die Ruhe und Stetigkeit hat, zusammenhängend zu erzählen, machen diese anmuthigen Sprünge der Darstellung zuweilen einen ganz bezaubernden Eindruck, aber sie haben nur eine individuelle Berechtigung, als Muster zur Nachahmung sind sie in keiner Weise zu empfehlen, und der rankesche Stil in der Geschichtschreibung ist der letzte, dessen Verallgemeinerung wir wünschen könnten; am wenigsten paßt er für das Gebiet der Literaturgeschichte.

Ein zweiter Fehler hängt damit zusammen, aber er gehört Hettner eigenthümlich an. Bei seinem lebhaften Temperament und seinem warmen Interesse für die Stoffe begegnet es ihm häufig, daß er an seinen eignen Gedanken ein größeres Behagen findet, als ihm selbst bei reiferer Ueberlegung angemessen erscheinen würde. Wir haben ihn schon früher bei seinen journalistischen Arbeiten aufmerksam beobachtet und mit einiger Verwunderung gesehen, wie er dann am meisten über seinen Gedanken erstaunt, wenn derselbe Gedanke etwa acht oder vierzehn Tage vorher anderweit bereits ausführlich auseinandergesetzt war. Es liegt nun darin durchaus kein Plagiat, denn für denjenigen, welcher die

Literatur mit Unbefangenheit und hinreichender Kenntniß betrachtet, ergeben sich die Gedanken von selbst; aber es macht doch immerhin einen komischen Eindruck, den man ja leicht vermeiden kann. Auch von jenem Haschen nach Espirit, welches in der jungdeutschen Periode eine so schaudererregende Ausdehnung gewann, ist er keineswegs ganz frei, und hier muß wiederum die Berechtigung nur in der Individualität gesucht werden. Wenn z. B. Heine mit ungewöhnlichen Einfällen ungenirt um sich wirft, so wird man zuweilen geärgert, aber seine Wirkung macht es doch, denn Heine hat wirklich ungewöhnliche Einfälle, Einfälle, die trotz ihrer bizarren Form häufig den Nagel auf den Kopf treffen. Bei Hettner ist es aber bloß Manier. Er hat eine lebhaftere Empfänglichkeit, ein schnell bewegliches, nicht immer sicheres Urtheil und die Fähigkeit, die passenden Vergleichspunkte bei der Hand zu haben. Aus dieser Anlage geht dann ein guter Schriftsteller hervor, wenn er eine sehr scharfe Selbstkritik ausübt und die instinctive Thätigkeit seines Urtheils durch allseitige Forschung und besonnene Ueberlegung corrigirt. Bis jetzt ist ihm das noch nicht in dem wünschenswerthen Maß gelungen, er scheint noch nicht einmal ernsthaft danach gestrebt zu haben.

Möge Herr Hettner in diesen Bemerkungen keine Ueberhebung sehen. Wir wissen sehr gut, daß der deutsche Geschichtschreiber noch keinen ausgeschriebenem Stil, noch eine sichere Methode vorfindet, daß er die Weise, die ihm angemessen ist, erst finden muß, und daß es ihm daher nahe liegt, diese unvermeidliche subjective Thätigkeit vor dem Publicum zur Schau zu stellen; allein man muß diese Neigung ernsthaft bekämpfen, denn je strenger man sich an die Sache hält, je sicherer wird der Eindruck sein, den man macht, und wie in allen Dingen, wird auch hier die einfachste Form die beste sein. —

Geschichte der englischen Poesie. Von der Mitte des vierzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Dr. Alexander Büchner. Zwei Bände. Darmstadt, Diehl. —

Daß die Tendenz des Buchs von der des vorigen wesentlich verschieden ist, zeigt schon der Titel. Der Verfasser hat die Absicht, durch ausführliche Angaben des Inhalts und durch Mittheilung zahlreicher Proben die Kenntniß der englischen Literatur in Deutschland zu verbreiten. Was die letzteren betrifft, so verfolgt er eine bedenkliche Methode: er gibt nämlich poetische Uebersetzungen. So anerkennenswerth in dieser Beziehung sein Talent ist, so leistet es doch für den vorliegenden Fall nicht ganz das, was es leisten soll, und wenn wir die Frage ganz bei Seite lassen, ob eine englische Literaturgeschichte für denjenigen Leser, der des Englischen nicht mächtig ist, überhaupt einen Nutzen haben kann, so wäre es auf alle Fälle zweckmäßiger gewesen, den englischen Text zu geben und eine prosaische Uebersetzung hinzuzufügen. — Die biogra-

phischen Notizen sind nicht sehr ausführlich, aber es ist im Grunde davon so viel gegeben, als der deutsche Leser brauchen kann. Es versteht sich von selbst, daß bei dem vorwiegenden Bestreben, die Kenntniß des Materials zu vermehren, das Urtheil in den Hintergrund tritt; wo sich aber der Verfasser auf Urtheile einläßt, können wir ihm meistens beitreten. Herr Büchner geht von einem richtigen poetischen Princip aus, und er ist unbefangen genug, in den Erscheinungen auch dasjenige gelten zu lassen, was mit dem Princip nicht unmittelbar zusammenhängt. — Der Stil ist ziemlich nachlässig, und es hätte der Wirkung des Buches nicht geschadet, wenn der Form mehr Recht widerfahren wäre. — Trotzdem ist es ein gutes und nütliches Buch und hat um so größeres Recht zu einer Stellung in der Literatur, da seit Bouterweck für die zusammenhängende Darstellung des Gegenstandes sehr wenig gethan ist. — Bei der Gelegenheit machen wir auf einen Artikel in der brochhauschen Gegenwart aufmerksam, welcher die neueste englische Literatur behandelt, im Ganzen mit viel Einsicht und Sachkenntniß, wenn auch mit etwas zu großem Aufwand an überflüssigem Witz. —

Balzac en pantoufles par Léon Gozlan. Bruxelles et Leipzig, Kiessling, Schnée et Comp. —

Der Verfasser, ein langjähriger Freund des verstorbenen Dichters, erzählt eine Menge interessanter und unterhaltender Details aus dem Leben und den Gewohnheiten desselben. Einzelnes davon hat freilich nur für den Franzosen Bedeutung, aber Balzac ist in der allgemeinen Literatur ein zu merkwürdiges Phänomen, als daß wir nicht auch auf die Einzelheiten seines Lebens unsere Aufmerksamkeit richten sollten. Wenn wir uns von ihm ein Bild aus seinen Schriften machen wollten, so erscheint er uns als ein hypochondrischer, bald zur Schwärmerei, bald zur Blasirtheit geneigter Grübler, der jeder Lebensbeziehung so lange ernst und forschend ins Auge sieht, bis ihm vor dem scharfen Sehen der Blick trübe wird, der so spitzfindig das Nervengeflecht auseinanderlegt und zerschneidet, bis von dem Leben nur noch todte Atome übrig bleiben. In der Wirklichkeit entsprach Balzac dieser Vorstellung keineswegs. Er war ein jovialer, bis zur Frivolität leichtsinniger Wildfang, eine harmlose Natur, die mit dem Leben spielte, ein hastiger und unruhiger Projectenmacher, der aber selten im Stande war, bei irgend einem Entwurf längere Zeit stehen zu bleiben, der, wenn ihm etwas fehlschlug, der erste war, darüber zu spotten; kurz im vollsten Sinn des Worts, was die Franzosen bon enfant nennen. Wenn er in seinen Romanen zuweilen das Leben mit einer Schärfe beobachtet, die uns erschreckt, so hat er dagegen in der Wirklichkeit sich fortwährend täuschen lassen, ohne über diese Illusionen irgend ein Mißbehagen zu empfinden; kurz eine Sammlung der bizarrsten Widersprüche, für die man schwer einen Leitton

findet. Ghe wir den Versuch machen, uns wenigstens einigermaßen in diesem Gewirr zu orientiren, theilen wir einige Notizen aus dem vorliegenden Buch mit. Balzac ging sehr selten ins Theater. In der Comédie française hat man ihn etwa dreimal in seinem Leben gesehen. Er war nicht im Stande, einem größern Stück dauernd Aufmerksamkeit zu schenken, selbst wenn er für den Dichter eine besondere Vorliebe hegte. Als er 1840 sein erstes Drama: *Baufrin*, auf die Bühne brachte, machte er zuerst die größten Anstalten, sich den Erfolg zu sichern; er setzte die größten Hoffnungen auf denselben und baute sich die fabelhaftesten Lustschlösser. Das Stück fiel durch, wie kurz vorher V. Hugos *Burggraves* durchgefallen war; in beiden Fällen mit Recht. Aber Balzac ließ sich nicht im geringsten dadurch stören. Sein Freund besuchte ihn Tags darauf in seinem Landhaus, und schon hatte Balzac das Stück vollständig vergessen, schon war er voll von neuen Projecten und Chimären; er wollte sich durch Verbesserung der Gartencultur und dergleichen Millionen erwerben, und zwar in der aller kürzesten Frist. — Der große Erfolg seiner Schriften geht zum Theil von den Frauen aus, die ihm Dank wußten, daß er unter allen Dichtern zuerst die Fähigkeit zu lieben und geliebt zu werden über alle Grenzen des Alters ausgedehnt hatte. Bei den frühern Romanschreibern mußten die Heldinnen jung sein; für Balzac fängt das Leben der Frau eigentlich erst im dreißigsten Jahre an. Nebenbei hat er am meisten den Heroismus und die Größe der weiblichen Natur gefeiert, und er hat selbst aus den Fehlern derselben geheimnißvolle Tugenden herauszuschälen gewußt. — Sehr spaßhaft sind die Anekdoten über seine Methode zu bauen (z. B. in dem Landsitz les Jardies), seine Zimmer mit dem raffinirtesten weiblichen Luxus anzufüllen, seine unregelmäßige und bizarre Lebensweise, seine beständigen Nachtwachen, die Wuthausbrüche, die zuweilen mit einer ganz wilden Energie erfolgten, um dann schnell vorüberzugehen, namentlich aber über sein phantastisches Streben nach unermesslichen Reichthümern. In den monographischen Vorstudien zu seinen Werken ist vieles, was an Jean Paul erinnert, wie denn auch in der That in der Composition der beiden Dichter sich eine große Aehnlichkeit findet. — Wir lassen hiermit das Buch bei Seite, um von unserm Standpunkt aus auf den Gegenstand einzugehen.

Von den Belletristen der neuesten romantischen Schule in Frankreich verdienen, wenn man von einigen sehr feinen, aber nicht grade wirkungsreichen Talenten absteht (z. B. Mérimée, Musset, Bernard, Augier u.), die meiste Aufmerksamkeit Balzac und G. Sand. Dem ersten Anschein nach sind sie sich durchaus entgegengesetzt. G. Sand ist der leidenschaftlichste Idealist, den man sich vorstellen kann, das Gefühl, die Leidenschaft scheint alle Beobachtung der Wirklichkeit zu verschlingen, während sich Balzac mit einem Eifer in die empirische Wirklichkeit vertieft, dem kein anderer Schriftsteller gleichkommt, selbst Thackeray nicht. Indes bei näherem Zusehen entdeckt man viele Aehnlichkeiten,

zunächst in ihren Extravaganzen. Nehmen wir z. B. G. Sands Lelia, Spiridion, Gabriel und ähnliche Phantastebilder, und halten dagegen Balzacs Louis Lambert, Seraphitus und die sämtlichen Novellen, die er im sogenannten mystischen Buch gesammelt hat, so finden wir fast gar keinen Unterschied. Die glühend gläubige Frau phantastirt grade ebenso, wie der grübelnde Skeptiker; bei jener ist der Glaube ein Rausch, bei diesem der Zweifel. Aber auch ihre bessern Seiten haben etwas Verwandtes. Was G. Sand betrifft, so geben wir gern zu, daß ihr Enthusiasmus zuweilen eine hinreißende Wirkung ausübt, aber doch nur in seltenen Fällen. Ihre raffinierten Erfindungen, nicht bloß die Lelia, sondern auch Indiana, Jacques (den Balzac auch könnte geschrieben haben), le secrétaire intime, Leo Leoni etc. machen auf uns grade einen so unangenehmen Eindruck, wie Balzacs Phantasien aus der pariser Gesellschaft, z. B. père Goriot. Dagegen besitzt G. Sand einen wunderbaren Reiz, wo sie das helle Sonnenlicht ihrer Poesie auf die Realität fallen läßt, wie in dem Teufelsstumpf, in Horace, André etc., so wie uns Balzac dann am meisten ergreift, wenn er seine Sonde nicht an die Ueberschreitungen des Verstandes und des Willens, sondern an das menschliche Herz legt, wie Eugénie Grandet. Die beiden Dichter sind gewissermaßen zwei Pole, die nur in der Vereinigung etwas Ganzes bilden, denn die bloße Synthese ist ebenso unfruchtbar wie die bloße Analyse. G. Sand gesteht selbst zu, daß Balzac einen sehr großen Einfluß auf sie ausgeübt hat; einen nützlichen, denn er schärfte ihr Auge für die Farben des Lebens, einen schädlichen, denn er steigerte ihre Neigung zum Raffinement und gab ihr die Mittel an die Hand, es noch weiter auszu dehnen. Im Stil verdient G. Sand unzweifelhaft den Vorzug, denn Balzacs Schreibart steht auch in den besten Fällen hart an der Grenze des Barocken. Aber auch hier kann man sagen, daß Balzac dann am besten schreibt, wenn er einmal seinem Gemüth freien Spielraum läßt, und G. Sand, wenn sie ihre leidenschaftliche Rhetorik mäßigt. Wäre Balzac nicht von jener Großmannsucht besessen gewesen, welche die Erbkrankheit unsers Jahrhunderts zu sein scheint, hätte er nicht das eitle Streben gehegt, aus seinen individuell sehr interessanten Bildern ein Totalbild der menschlichen Gesellschaft zusammenzusetzen, und hätte er nicht in der Weise Jean Pauls seinen Stil systematisch corrumpt, so würden wir ihm vielleicht classische Werke verdanken; und wäre G. Sand nicht von dem Dämon der Philosophie besessen gewesen und hätte sich durch ihn in das Gebiet der Reflexion verleiten lassen, wozu sie nur ein sehr mäßiges Talent besitzt, so würde gleichfalls die Zahl ihrer vollendeten Schöpfungen größer sein. Indessen diese Wünsche sind eitel, da bei der einen die Emancipation des Weibes, bei dem andern la recherche de l'absolu das ursprüngliche Motiv waren, und auch bei der beschränkten Anerkennung, die sie gegenwärtig verdienen, stehen sie doch weit über allen ihren Mitbewerbern.